

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

Nr. 48.

Erster Jahrgang.

28. November 1857.

An die Poeteläugner.

O saget nicht, es sei die Welt
Nun aller Poesie entkleidet!
Glänzt oben nicht das Sternenzelt,
An dem sich euer Auge weidet?
Zieht nicht der Lenz durch Wald und Feld
Mit Blumenpracht und Lustaccorden?
O nicht die Welt, die schöne Welt,
Nur euer Sinn ist anders worden.

Ihr geht durch's Leben, nur bedacht
Auf das Besitzen und Erwerben;
Ihr huldigt nur der äußern Pracht
Und laßt das inn're Sein verderben;
Die Schönheit gilt euch nur als Fracht,
Die ihr bezahlt mit dem Metalle;
Und was den Menschen besser macht,
Nur Wahn und Thorheit nennt ihr's alle.

Und weil ihr so in eurer Hast
Berlernt das Fühlen und Empfinden,
So könnt ihr nicht die sel'ge Raft
In lieblichen Gedanken finden;
So seid ihr abgestumpft und laßt
Vom Mamon euch durch's Dasein schleifen;
Und was ihr nicht mit Händen faßt,
Das könnt ihr nimmermehr begreifen.

Und doch, wohin ihr immer geht,
Wohin ihr eure Blicke richtet,
Da wohnt der mächtigste Poet,
Der nimmer ruht und immer dichtet:
Ob er im Sturm vorüber weht,
Ob er sich wiegt auf Blumendüften,
Ob als Gehrig er vor euch steht,
Ob er als Iris schwebt in Lüften.

Und was ihr alle in euch tragt,
Das Herz ist auch daselbe blieben;
Das freut sich noch und hofft und klagt,
Und ist bereit zu Haß und Lieben.
So lang ihr nicht die Welt zerfchlagt
Und alle Herzen abgeschworen,
So habt ihr Unrecht, wenn ihr sagt,
Daß alle Poesie verloren.

Der Ahnensaal.

Erzählung vom Drärler-Mansfred.

Die Vermählung des Gutsherrn von Waldheim versammelte aus Nah und Ferne alle seine Freunde und Verwandten; ein Fest drängte das andere und ein glänzender Ball, bei welchem der reiche Mann Alles aufbot, was Köstliches und Prachtvolles zu sehen war, machte den Beschluß.

Unter den vielen schönen Damen, welche den Abend verherrlichten, war vorzüglich Iduna, die Pflegtochter des Grafen Bergen, welche wie eine lichte Sonne alle übrigen Sterne verdunkelte. Im leichten Tanze flog mit einer unaussprechlichen Grazie die zarte, fast ätherische Gestalt dahin; ein freundliches Lächeln schwebte um den Rosenmund und die Wangengrübchen; doch lag in dem von langen Wimpern verhüllten Auge eine Schwermuth, die dem Beobachter nicht entgehen konnte und einen neuen Reiz auf das Mädchen goß.

Iduna war die Tochter eines Erziehers des Grafen, und wurde von letzterem nach dem Tode ihrer Eltern in das Haus genommen und dort gebildet. Der Graf, welcher seit vielen Jahren zurückgezogen auf seinen Besitzungen lebte, verwendete eine väterliche Sorge auf die Erziehung des ihm hinterlassenen Kindes seines treuesten Freundes, und nicht fruchtlos blieben seine Bemühungen. Iduna keimte als eine wahre Wunderblume der Schönheit empor, der Reichtum ihres Geistes entfaltete sich mit jedem Tage in schönerem Glanze, und die holde Bescheidenheit, welche das Mädchen mit ihren Vorzügen niemals prunken ließ, machte es zum Gegenstande der allgemeinen Verehrung.

„Wer ist das bezaubernde Mädchen?“ fragte Sigmar, ein junger Fremder, der erst vor wenigen Stunden angekommen war, um das benachbarte Gut, welches er durch einen Bevollmächtigten erkaufte hatte, in Besitz zu nehmen — einen neben ihm stehenden ältlichen Herrn. „Es ist meine Pflegtochter,“ erwiderte dieser lächelnd, indem er sich dem jungen Manne, als den Grafen Bergen, vorstellte. „O Herr Graf!“ rief Sigmar, die Augen unverwandt auf das Mädchen gerichtet, begeistert aus, „wie reich müssen Sie belohnt sein, wenn Sie Ihrer Pflege so herrliche Blüthen aufkeimen sehen!“ —

In diesem Augenblicke war ein Tanz geendigt, und Iduna schwebte zu dem Vater hin, der sie mit herzlichster Güte bei der Hand faßte. „Du scheinst heute recht munter, liebe Iduna,“ sagte er mit heiterer Miene; „das macht mich glücklich — sei es doch immer!“ — Und da beugte sich das schöne Mädchen auf seine Hand, eine Thräne glänzte in ihrem Auge, und rasch wandte sie sich ab und eilte in das Gedränge zurück.

Sigmar, welcher sie um den nächsten Tanz bitten wollte, suchte sie lange im Saale und fand sie endlich im letzten schwächer erleuchteten Gemache, wo sie am Fenster stand und in Gedanken verloren in die helle Mondnacht des beginnenden Frühlings hinausblickte. Schnell wandte sich Iduna um, als sie Männertritte hörte; schüchtern und mit ungewisser Stimme brachte Sigmar seine Bitte vor, und mit einem freundlichen Kopfnicken reichte sie ihm nun die Hand und folgte in den Saal, wo die Paare in wirbelndem Schalle der Instrumente schon auf- und niederschwebten. — Hatte der junge Mann schon bei dem ersten Anblicke Iduna's sich sonderbar bewegt im Innersten seines Herzens gefühlt, so schien es ihm jetzt vollends, als ob ihm die Sinne vergehen sollten, da er am Arme des lieblichsten Wesens dahinflog, ihre süßen Worte an sein Ohr klangen und der reine Sonnenstrahl ihres klaren Auges das seinige traf. Doch senkte das Mädchen oft gedankenvoll seine Blicke zu Boden, tiefe Wehmuth entfaltete sich immer deutlicher in seinen Zügen, ein banger Seufzer entschlüpfte den halbgeöffneten Lippen, und wie aus einem Traume erwachend, antwortete es dann Sigmar, der ihr seine Frage wohl zwei Mal wiederholen mußte. — „Sie ist nicht glücklich!“ sprach der junge Mann bei sich selbst, als er am Ende des Tanzes sich gegen Iduna verneigte, und dieser Gedanke vermischte mit bitterer Qual das Gefühl der Liebe, das sich mächtiger in jedem Augenblicke in seinem Herzen ausbreitete.

In wechselnde Empfindungen versunken, stand Sigmar sinnend am Ende des Saales, als ein Schall und ein klägliches Schrei, der sich zugleich vernehmen ließ, ihn aus seinem Hinbrüten aufrüttelte. Alles drängte sich nach der Stelle; auch Sigmar flog hinzu und erblickte Iduna, von einem herabgestürzten Wandleuchter getroffen, ohnmächtig am Boden liegen. Er sah Blut an ihren Locken, ihre Augen geschlossen, Todtenblässe auf ihren Wangen; hastig stürzte er zum Saale hinaus, half selbst die Pferde an einen leichten Wagen spannen und flog dann im raschesten Galopp in der kühlen Nacht fort nach der eine Stunde entfernten Stadt. Es waren kaum fünfzig Minuten vorüber, als er mit einem Arzte wieder in den Saal trat. Iduna hatte sich erholt; allein die Wunde schmerzte sie sehr, und ein Fieberfrost bebt heftig durch ihren Körper. Der Arzt befahl sogleich, sie zu Bette zu bringen, ordnete zweckmäßige Umschläge an und schien ängstlich besorgt um ihren Zustand. —

Dieses unglückliche Ereigniß hatte dem Valle ein plötzliches Ende gemacht. Mißmuthig, in bangen Sorgen um

das geliebte Mädchen, ging Sigmar in sein Zimmer, wo ihm die schlaflosen wenigen Stunden, die bis zum Morgen fehlten, zur Ewigkeit wurden.

Am nächsten Tage wurde seine Erkundigung nach Iduna's Befinden mit der Nachricht beantwortet, daß das Fieber sie verlassen habe und der Graf sich Sigmar's Besuch erbitte. — Mit frohem Herzen eilte nun Sigmar zu dem Pflegevater seiner Geliebten, der ihm mit den herzlichsten Worten für die Sorgfalt dankte, die er für Iduna bewiesen hatte, und mit der Versicherung schloß, daß nach der Aussage des Arztes des Mädchens Zustand ohne diese schleunige Hilfe sehr traurig hätte werden können. Sigmar konnte sich kaum der Thränen erwehren, als ihn nun der Graf an das Krankenlager führte und Iduna ihren Dank mit einem leisen Händedrucke aussprach, und ein freundliches Wohlwollen aus ihren schönen Blicken glänzte. Der Graf behandelte den jungen Mann mit der ausgezeichnetesten Hochachtung, forderte ihn zu wiederholtem Besuche freundschaftlich auf und nahm an der Lectüre, welche Sigmar öfter der schönen Kranken hielt, mit sichtbarem Vergnügen Antheil.

So waren acht Tage vergangen; Iduna war genesen, Graf Bergen traf Anstalten, Waldheim zu verlassen und nach Hause zurückzukehren. Noch ein Mal wiederholte sie bei dem herzlichen Abschiede ihren oft ausgesprochenen Dank, und als der Graf Sigmar einlud, ihn auf seinem Gute zu besuchen, da bat das liebe Mädchen mit unwiderstehlicher Freundlichkeit, daß er doch gewiß recht bald kommen solle. — „Die Geschäfte, welche mich sowohl hier als in der Residenz festhalten,“ antwortete der freudige Sigmar, „sind bis zum fünfzehnten Juni beendigt. An diesem Tage hoffe ich auch Gebrauch von Ihrer gütigen Einladung machen zu können.“ Da stieg nun der Graf mit seiner Pflegetochter in den Wagen, rasch rollte er über die Straße dahin und lange stand Sigmar noch auf der Schwelle, mit sehnsüchtigen Blicken den Reisenden folgend, die längst schon seinem Gesichtskreise entschwunden waren.

Mit welcher Thätigkeit Sigmar nun seine Angelegenheiten in Ordnung brachte und mit welcher Ungeduld er dem Augenblicke entgegen sah, wo er abreisen könnte, bedarf wohl keiner Versicherung. Mit den lieblichsten Farben malte die Hoffnung die Tage seiner Zukunft; Alles glänzte in Lust und Entzücken vor seiner Seele, wenn er sich geliebt von dem sanften bezaubernden Mädchen dachte und lebhaft alle die schönen Stunden an seinem innern Auge vorüber gleiten ließ, die der Besitz dieses Engels ihm gewähren müsse. „War sie doch so freundlich, so herzlich!“ rief er beruhigend aus, wenn zuweilen der Gedanke, daß Iduna seine Liebe nicht erwidern würde, sich mit quälender Geschäftigkeit in seinem Kopfe regte; die mächtigere Hoffnung aber unterdrückte endlich alle Besorgnisse, und mit muthiger Sehnsucht bestieg er den Reisewagen, als er eine Woche vor der bestimmten Zeit seine Geschäfte vollendet hatte.

In einer der anmuthigsten Gegenden des südlichen Deutschlands gelegen, hebt sich das alte Familienschloß des

Maria

Grafen Bergen, ein schöner, freundlicher Riese, hoch über die stolzen Pappeln empor, die es in langen, dichten Reihen umsäumen. Zu seinen Füßen blühen in reizenden Thälern Tausend und Tausend süß duftende Blumen; auf dem Haupte blinken goldglänzende Sterne so hoch, als ob sie vom Himmel hernieder leuchteten, und aus den hellen Augen überfiehet er alle Auen, Wälder und Berge auf viele Meilen in der Runde. So stand das Schloß vor Sigmar, als er in seiner Nähe — wie er glaubte, aufgerüttelt aus so manchem süßen, wachen Traume, endlich das gesenkte Auge hob. Er befahl dem Kutscher, in der nächsten Herberge zu übernachten und am andern Morgen nachzukommen, da er den übrigen Weg zu Fuße machen wollte, um unbemerkt vor seiner theuren Iduna zu erscheinen. Mit schnellem Schritte eilte er dem Schlosse zu, das sich immer weiter und weiter zurückziehen schien, und nachdem er schon länger als eine Stunde gegangen, stand es noch immer so entfernt von ihm, wie in dem ersten Augenblicke, da er es ersehen. Er konnte den Weg nicht verfehlt haben, und doch schien es gewiß, daß er um Nichts näher gekommen. Schon senkte die Sonne allmählig ihre Strahlen; der Weg führte in ein Thal hinab — keine Stimme regte sich mehr in der weiten Natur — nur die Schritte des eilenden Sigmar hallten dumpf, wie Trauertöne, aus dem Erdboden gerufen, und das Gras zischte unter seinen Füßen, als ob sie auf Schlangen und Molche träten. Der Himmel verdunkelte sich immer mehr und mehr, schwarze Wolken zogen sich zusammen und wie aus glühenden Oefen hauchte die Luft ihn an. Schon zuckten Blitze am südlichen Himmel und erleuchteten sparsam den Pfad — zum Glück den einzigen, der vor ihm lag. Der ferne Donner rollte über die Gebirge — ein heller Blitz glühte in den Wolken, da gewahrte er im rothen Scheine die goldenen Sterne des Schlosses. Er achtete nicht des steilen Berges, die Sorge beflügelte seinen Fuß, und athemlos stand er endlich an der Pforte des majestätischen Gebäudes. Ein alter Diener begegnete ihm; er schien erstaunt über den späten Besuch und leuchtete die breite Treppe hinauf. Man hatte ihn erst den folgenden Tag erwartet. „O schön, daß Sie kommen,“ sprach der Alte gutmüthig; „da wird es doch ein wenig freundlicher werden in dem öden Schlosse; der gute Herr Graf wird nicht mehr so stumm und ernst vor sich hinsehen, und auch das liebe Fräulein wird vielleicht heiterer aus den schönen Augen schauen.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Bärenjagd von anno 1779.

K. Wenn wir in einem gelungenen Gemälde eine Gebirgslandschaft betrachten, wo sich im Vordergrunde vom blaugrünen, theils mit schroffen, seltsam geformten Felswänden, theils mit Tannen und Buchen umgürteten See, dessen Wasserspiegel Berge und Baumwipfel dankbar nachzeichnet, ein Gebirgsbach losreißt und schäumend über geglättete Felsbänke herabstürzt, werden wir dem Maler

zu Dank verpflichtet sein, wenn er den Motiven des Gemäldes auch einen Bären einverleibt hat, wie er unter einer riesigen, von meergrünen Bartflechten triefenden Tanne hinwegschreitend, halb mißtrauisch, halb lauernd sich umsieht. Wenigstens würden wir in einem solchen Gemälde diesen drolligen Bewohner der höhern Berg- und untern Alpenregion nicht gerne vermissen, denn die gigantische Felsenschichtung und schauerliche Baumgruppierung benöthiget zur Belebung des Gesamteindruckes auch einen ebenso gewaltigen Repräsentanten des Thierlebens. Ganz anders aber wird uns zu Muthe, wenn wir die finstern Schrecknisse einer solchen Landschaft einsam durchwandeln; dann entbehren wir gerne einer so gewichtigen Repräsentanz aus dem Thierreiche und preisen den Fortschritt der Kultur, vor deren unaufhaltamen Vordringen diese Unholde lange schon in die entlegensten Schluchten zurückgewichen sind. Kaum aber sind wir aus der grauenhaften Wildniß in den Bereich menschlicher Kultur herausgetreten, ist auch schon das bange Gefühl der Furcht, die unser Herz eiskalt umklammert hielt, geschwunden, und wir wären fast geneigt zu bedauern, daß wir das wilde Revier so ganz unangefochten durchziehen durften. Die abenteuerlichen Geschichten, welche wir in der Jugend von dem bald plump gemüthlichen, bald ungeschlacht derben Naturel des „Meister Pez“ und seinen Jagden anhören mußten, ziehen an unserer Phantasie vorüber, und am Ende wird uns gar noch leid, daß man dieses Raubthier so rücksichtslos verfolgt und in den meisten Gegenden Deutschlands schon fast ausgerottet hat. Es sind aber auch schon über die gänzliche Ausrottung der Bären Klagen laut geworden, und haben in letzter Zeit einige Besitzer ausgedehnter Gebirgswaldungen, die noch dormalen einzelnen Bärenfamilien zum Aufenthalte dienen, der Vernichtung dieser Thiere, insofern sie sich gegen die Nachbarschaft nicht zu unmanierlich benehmen, Einhalt zu thun beschloffen und ihrem Forstpersonale dießfalls Weisungen gegeben.

Vor achtzig und mehr Jahren wäre freilich eine solche Anordnung den Zeitumständen durchaus nicht angemessen gewesen. Während nämlich in der Jetztzeit die Bären in unserem Vaterlande so selten geworden sind, daß sie nur mehr in den weitläufigen Revieren des alpinen Waldgebietes der Karavanen und in den ausgedehnten Waldungen von Innerkrain in vereinzelt Exemplaren vorkommen, waren noch vor achtzig Jahren die Gebirgsstöcke der Ostmarken von Krain, z. B. Savenca und Velka planina, der ständige Aufenthalt dieser Raubthiere. Alljährlich verließen die Bären im Frühjahr und Spätherbst ihre Standquartiere und durchstreiften die zwischen 2—3000 Fuß hohen Rücken des Sipek, Jaselnik, der Kozica und der Kervovica. Damals hatten diese Berge noch ihre urwüchsigte Uebermacht den Menschen gegenüber zu bewahren gewußt; im Schmucke des Urwaldes, auf der majestätischen Tanne, balzte der Auerhahn und im Dunkel der grünen Säulenhallen ergingen sich stolze Hirsche und scheue Rehe.

So ein Besuch war aber weder dem Jagdherrn angenehm, der sein Bild keineswegs für den Rachen des gefräßigen Gauches hegte, noch weniger konnten sich die Bauern mit dem Gedanken befreunden, daß sie zur gastlichen Bewirthung der Bären ihre Ziegen und Schafe züchten und ihre Haferfelder bebauen. Darum war jedesmal das Erscheinen eines so ungebetenen Gastes zugleich das Signal zu einer allgemeinen Jagd.

Das Drama einer solchen Bärenjagd, geschöpft aus einer vollkommen authentischen Quelle und interessant durch komische und tragische Momente, möge durch unsere vaterländischen Blätter vor gänzlicher Vergessenheit gerettet werden.

Gegen Ende des schneereichen und strengen Winters vom J. 1779 waren die Bären dreifach geworden als je. Sie kamen in die untere Bergregion herab und zeigten sich in der Nähe einsamer Bauern-Gehöfte. Am Fasching-Dinstag hat ein Bär an der Viehtränke des Gehöftes Lebenice eine Kalbin angefallen und über dem Schnee in einen Graben hinabgeschleift; Tags zuvor hat er in Malaraven eine Ziege zerrissen. Am St. Gregori-Tage (12 März) trat auf der Einsattelung des Jaselnik einem Burschen, der seinen Mehlsack aus der Mühle von Mötnik heintrug, ein ungeheurer Bär entgegen. Der Junge warf die Bürde hinweg und lief zurück nach Mötnik. Als ihn zwei Jäger an die Stelle begleiteten, fand man den ledernen Mehlsack aufgerissen und das Mehl zerstreut, der Bär hatte den Inhalt untersucht. Einige Tage später kam ein Ziegenhirt von Mötnik athemlos nach Hause gelaufen. Ein Bär hatte am Jaselnik seine Ziegen versprengt und eine davon in die Gegend von Rupce — ein quellenreiches, dichtbewachsenes Plateau am Jaselnik — fortgeschleppt. Nun aber war es den Leuten zu stark geworden. Auf den St. Gertruden-Tag (17. März) wird eine allgemeine Jagd auf Bären veranstaltet. Die Unterthanen des Gutes Obermötnik hatten einige Jahre vorher, nachdem das Schloß abgebrannt war, ihrer Inhaberin die gutsherrlichen Rechte abgekauft und sind so auch in den Besitz der Jagd gelangt, waren daher mit Jagdrequisiten wohl versehen. Zur Theilnahme an der Jagd wurden auch die Bürger des landesfürstlichen Marktes geladen, welche Einladung ihnen um so willkommener war, da sich dießmal der Bär so weit vergessen hatte, sogar dem Markttrichter eine Ziege zu zerreißen.

Nach dem Gottesdienste — der St. Gertruden-Tag ist auf dem Lande auch heute noch ein kleiner Feiertag — ging es in Mötnik recht lebhaft und rührig zu. Treiber und Jäger in Holzschuhen und Lederstiefeln, mit und ohne Gewehren, stärkten sich auf dem Marktplatz vor des Markttrichters Wirthshause mit Wein oder Wachholder-Branntwein. Die männliche Jugend sah in einiger Entfernung dem Treiben zu und vergaß auf Schafe und Ziegen, die zu Hause ihrer Wartung und Pflege harrten. Nach einer Weile setzte sich die Jagdgesellschaft in Bewegung, auch die Zuschauer zerstreuten sich und begaben sich nach Hause. Einen dieser Zuschauer, den damals zehnjährigen Gregor Kajbitz, wollen wir begleiten. Er ist für heute unser Gewährsmann und hat an dem Begebnisse dieses Tages, der ihm auch die weitem 70 Jahre, die er noch zu erleben das Glück hatte, stets frisch im Gedächtnisse blieb, auch einen Antheil gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Von W. D. Horn's Volksbuch „die Spinnstube“ liegt uns der dreizehnte Jahrgang vor. Es enthält, außer einem kalendarischen Theil, viel Beflehrendes und Unterhaltendes, das sich aber dadurch auszeichnet, daß es im echt volkstümlichen Erzählungstone gehalten ist. Es ist dieß überhaupt ein Vorzug, der Horn ganz besonders auszeichnet. Seit Brentano die Geschichte vom Casperl und Annerl geschrieben, ist die Dorfgeschichte in einer Weise cultivirt worden, wie noch nie. Es machten sich darin zwei entgegengesetzte Strömungen bemerkbar, eine mehr idealistische, deren Repräsentant Berthold Auerbach ist, und eine mehr naturalistische, nahe an Realismus grenzende, welche durch Jeremias Gotthelf vertreten ist. Die ersten Dorfgeschichten Auerbach's hatten einen enormen Erfolg, dessen Ursache wohl in der eigenthümlichen poetischen Färbung lag, welche der Verfasser über sie auszugießen verstand. Und es ist nicht zu läugnen, sie sind das Beste, was in diesem Genre geliefert wurde. Daß Auerbach später in eine gewisse Manier verfiel, die im „Barfüßle“ sich gipfelte und ihm nicht eben zum Ruhm gereichte, wollen wir hier nicht näher beleuchten.

Im Gegensatz zu dem sie durchwehenden poetischen Duft ist in Gotthelf's Geschichten mehr der Wirklichkeit der nackten, aller idealistischen Erhebung entkleideten Wirklichkeit gehuldigt. Gotthelf (Albert Bitzins) schildert genau nach der Natur, und aus seinen Geschichten erfahren wir viel besser, als in denen Auerbach's, wie das Volk denkt, spricht, lebt, was für Sitten und Gewohnheiten es hat. Aber eben dieser Naturalismus macht sie uns nie und da zuwider, es weht uns daraus die Stall- und Dorfluft zu scharf an. Dazu kommt die locale Färbung, die uns Vieles zuweilen unverständlich erscheinen läßt, in der aber der eigentliche Werth der Gotthelf'schen Arbeiten liegt; denn gerade in der gewissenhaften Auffassung und Darstellung des Localen beruht die große, aber einseitige Kraft dieses schweizerischen Schriftstellers.

Zwischen Auerbach und Gotthelf, gleichsam den Uebergang bildend, steht nun Horn (Wilhelm Dertel von Horn). Er nimmt die Stoffe zu seinen Volksgeschichten aus der Mitte des Volkslebens, weicht in der Darstellung nicht ab von der Naturwahrheit, versteht aber durch die Behandlung, durch die ganze Art und Weise seines Erzählens, durch die Naivität der Ausdrucksweise, durch die humoristische Beimischung allen seinen Erzählungen jenen Reiz zu geben, der sie in die Reihe von wirklichen, allen Anforderungen der echten Novellistik entsprechenden Kunstwerken treten läßt. Wir erinnern nur an sein „Mailehen“, „Aus der Schmiede“ und „Der gespenstische Stollen.“ Aber sein Erzählungstalent verweilt nicht nur bei der Dorfgeschichte, auch den übrigen Kreisen der Gesellschaft wendet er seine Aufmerksamkeit zu, und wie fein er beobachtet, wie gewandt er darstellt, wie geschickt er die Knoten seiner Erzählungen schürzt, ohne im mindesten von der Naturwahrheit abzuweichen, dafür zeugen sein „Apostelhof“, „die Meergerusen“ und andere Novellen.

Auch in dem vorliegenden Werke „Die Spinnstube“, das durch sein vieljähriges Bestehen beweist, daß es verdiente Theilnahme findet, hat er durch Erzählungen, die im echten Volkstone gehalten sind, sein schönes Talent kund gegeben. Es ist ein echtes Volksbuch und dürfte wohl allen Kalendern, welche sich jene Benennung heiligen, vorzuziehen sein.